

Zeit der Orden?

Von Johann Baptist Metz, Münster

Vorbemerkung:

Unter dem Titel „Zeit der Orden. Impulse aus dem Synodenpapier „Unsere Hoffnung“ hat Prof. J. B. Metz, „Vater“ des Bekenntnistextes der Synode, den Hauptvortrag bei der diesjährigen Mitgliederversammlung der VDO in Würzburg/Himmelspforten gehalten. Der Text dieses Vortrages umfaßt drei Teile:

I Versuch einer allgemeinen Bestimmung des Ordenslebens. Erste Fragen und Konsequenzen

II Die Stunde der Nachfolge. Die Evangelischen Räte als Einweisungen in die Nachfolge

III Nachfolge und Naherwartung: Ordensexistenz als Hoffnungsexistenz mit apokalyptischem Stachel

Als Vorabdruck bringen wir hier den (einleitenden) Teil I des Vortrags. Der gesamte Text erscheint in erheblich überarbeiteter und erweiterter Form (einschließlich der von J. B. Metz vorgetragenen „Fragen und Thesen“ zum Ordensleben) im Januar 1977 im Verlag Herder, Freiburg.

Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich hören und anhören wollen. Als Nicht-Ordensmann komme ich quasi „von außen“; Sie werden mir manches nachsehen müssen. Ich habe mich nach Kräften bemüht, weil ich von den Orden etwas erwarte — etwas erwarten muß. Die zuweilen vielleicht etwas befremdliche Radikalität meiner Überlegungen ist Ausdruck dieser Erwartung. Diese Erwartung drückt sich auch in dem Titel aus, den ich meinen Überlegungen schließlich gegeben habe: „Zeit der Orden? Impulse aus dem Hoffnungspapier.“

Das Hoffnungspapier ist von dem Eindruck geleitet, daß die Krise unseres kirchlichen Lebens am Ende nur durch radikale, d. h. an der Wurzel gefaßte Nachfolge zu wenden sei. In diesem Sinne ist das Hoffnungspapier nicht zuletzt ein „Ordenspapier“. Und wenn heute in besonderer Weise „Stunde der Nachfolge“ ist, dann ist heute auch und gerade „Zeit der Orden“.

Ich bitte Sie nun um Geduld für meine etwas längeren Ausführungen, die in drei Teile gegliedert sind: in einen einleitenden ersten Teil über die allgemeine Bestimmung des Ordenslebens; in einen ausführlichen zweiten Teil über die „Stunde der Nachfolge“ in unserer gegenwärtigen kirchlichen Situation und über die Bedeutung der Evangelischen Räte für diese Nachfolgesituation; und schließlich in einen dritten Teil über Nachfolge und Naherwartung.

VERSUCH EINER ALLGEMEINEN BESTIMMUNG DES ORDENS- LEBENS. ERSTE FRAGEN UND KONSEQUENZEN.

Zunächst möchte ich Ihnen jenes Vorverständnis des Ordenslebens kurz erläutern, das mich bei meinen Überlegungen leitet und dessen Darlegung ich Ihnen auch deswegen schulde, weil sonst meine „Außenseiter“-Aussagen für Sie nicht durchsichtig und überprüfbar wären. Ich nenne Ihnen eine mehr funktionale Bestimmung der Orden im Blick auf Kirche und Gesellschaft und eine formale und materiale Wesensbestimmung, und aus allen dreien suche ich meine ersten Fragen und Konsequenzen für die Situation der Orden heute zu ziehen.

1. Die funktionale Bestimmung der Orden im Blick auf kirchliches und gesellschaftliches Leben sehe ich vor allem unter zwei Gesichtspunkten, die einander wiederum gegenseitig bedingen.

Einmal haben Orden so etwas wie eine innovatorische Funktion für die Kirche; sie haben die Funktion „produktiver Vorbilder“ für das Sicheinüben, das Sicheinleben der Großkirche in neue sozio-ökonomische und geistig-kulturelle Situationen.

Zum andern sind Orden, um das Mindeste zu sagen, „Korrektive“; sie sind, um das Gemeinte sofort zu verdeutlichen, eine Art Schocktherapie des Heiligen Geistes für die Großkirche: Gegen gefährliche Arrangements und fragwürdige Kompromisse, zu denen die Großinstitution Kirche immer wieder neigen mag, klagen sie die Kompromißlosigkeit des Evangeliums und der Nachfolge ein. Sie sind in diesem Sinne die institutionalisierte Form einer „gefährlichen Erinnerung“ inmitten der Kirche. Schließlich sind sie ja zumeist nicht etwa in Blütezeiten, sondern vielfach in Zeiten tiefer Desorientierung und Unsicherheit der Kirche entstanden.

Um nun diese Funktionsbeschreibung noch etwas näher zu erläutern: Gegen zu viel Ausgewogenheit, zu viel Augenmaß und Kompromiß, gegen zu viel kirchliche Verblüffungsfestigkeit angesichts der Herausforderungen und Zumutungen des Evangeliums, erinnern die Orden die Maßlosigkeit, die Einseitigkeit und „Übertreibung“ der radikalen Nachfolge, des „Christusanziehens“, und suchen gerade so Bewegung und Verflüssigung ins überangepaßte Leben der Kirche zu bringen. Sie suchen ihrerseits der „Kaumlebarkeit“ des Evangeliums ohne krampfhaftige Reflexe der Relativierung standzuhalten und die Kirche immer wieder daran zu erinnern, daß der Anspruch Jesu nicht zu jenen Dingen gehört, die bekanntlich allemal zwei Seiten haben — man mag ihn wenden und drehen wie man will, und dies ganz einfach deswegen, weil Gott selbst nicht mehrere Seiten hat, sondern nur die eine, die er uns in Jesus zugewandt hat. Diese „Einseitigkeit“ ist für sie das Kriterium der Rechtgläubigkeit und macht ihnen kirchliche Orthodoxie zum Wagnis.

In diesem Sinne haben die Orden sehr oft wie ein heilsamer Schock innerhalb der Großkirche gewirkt. Sie haben gegen eine reiche Kirche die Armut Jesu eingeklagt. Angesichts einer triumphierenden Kirche wurden sie zu emphatischen Trägern der memoria passionis. Sie ritzten das Leben der Kirche, das sich schiedlich-friedlich mit den staatlichen Mächten arrangiert hatte, mit dem Stachel der Apokalyptik. Sie beunruhigten eine Fürstenkirche ebenso wie eine Bürgerkirche mit Parusiegedanken. Gegen den immer wieder auftauchenden Versuch, kirchliches und staatliches Leben zu eng aneinander zu rücken und am Ende staatliche Gerechtigkeit und eschatologische Gottesgerechtigkeit mehr oder minder miteinander zu identifizieren, beriefen sie sich leidenschaftlich auf den Jesus, mit dem im buchstäblichen Sinne „kein Staat zu machen“ ist.

Darf ich schon hier, nach dieser knappen Funktionsbeschreibung, einige Fragen anschließen (die Sie nicht als angemessene Kritik eines Außenstehenden, sondern als Ausdruck meiner Unruhe und Hoffnung zugleich werten mögen)? Wo zeigt sich eigentlich heute, bei uns, die m. E. legitime und fruchtbare Spannung, der lebendige Antagonismus zwischen Orden und Großkirche? Sind die Orden selbst nicht zu sehr in die Mitte gerückt, gewissermaßen großkirchlich angepaßt und gezähmt? Sind sie nicht gerade deshalb so massiv in das allgemeine kirchliche Krisenklima hineingezogen — unter jene Dunstglocke, in jenes Grau in Grau, in jene Zone einer partialen Sonnenfinsternis, die unser kirchliches Leben heute überschattet und die doch auch (!) von den Orden her aufgelichtet werden könnte und sollte —? Wo sind heute marginale Innovationen, Aufbrüche sozusagen „von den Rändern her“? Sind die Orden nicht diejenigen Einrichtungen in unserer deutschen Kirche, die eher den geringsten Kontakt haben zu den — gewiß oft problematischen und immer mehrdeutigen — Gruppen an den Rändern unseres kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens, die sich um das Experiment „alternativer Lebensformen“ und „radikaler Existenz“ bemühen und in denen nicht selten latent suchende Religiosität im Spiele ist? Müßten es nicht gerade „die Religiösen“ sein, die einer unabgestorbenen Religiosität inmitten unserer aufgeklärten und zweckrational durchorganisierten Welt auf der Spur sind? Müßten nicht gerade sie Gespür und Hellsichtigkeit dafür entfalten, daß und wie es durchaus Religion in einer sog. nachreligiösen Zeit gibt: ungestillten Hunger und Durst nach Gerechtigkeit — auch und gerade für die anderen, die Opfer unseres geschichtlichen Lebens; unverzwekbare Bedürfnisse nach Sinn und ohnmächtige Rebellionen gegen hereinstürzende Sinnlosigkeit; Trauer, die sich durchhält gegen die anonymen Trauer- und Melancholieverbote einer Erfolgs-, einer Siebergesellschaft; Sehnsucht nach neuem Leben und nach Auferstehung, und all das meist sprachlos oder doch meilenweit entfernt von der offiziellen Kirchensprache —? Könnten und müßten hier nicht gerade einzelne Orden innovatorisch in dem Sinne wirken, daß sie

diesen Spuren von Religion nachgehen und deren Sprachlosigkeit (wie auch die Sprachlosigkeit der Kirche solcher Religiosität gegenüber) überwinden helfen? Ist es eigentlich ganz abwegig anzunehmen, daß z. B. ein Benedikt von Nursia, der einmal aus der Sammlung und Versammlung des Gebetes unerschlossene Länder und Landstriche kultivierte, heute zur Sammlung in den Steinwüsten unserer Metropolen rufen würde, um sie und die in sie eingemauerten sprachlosen und ratlosen Seelen der modernen Menschen aus der Kraft mystischer Versammlung zu „kultivieren“? Wo aber gibt es heute solche Initiativen? Wer hätte mehr Legitimation und wohl auch Verpflichtung als unsere Orden? Müßten es andererseits aber nicht auch gerade die Orden sein, die realistisch, in nüchterner Betroffenheit, auf die religiöse Not *i n n e r h a l b* unserer Kirche aufmerksam machen, auf die wachsenden „Zweifel von unten“, auf den grassierenden Schwund an verinnerlichten, belastbaren religiösen Überzeugungen im Kirchenvolk selbst, und müßten nicht gerade sie immer wieder energisch und unbeirrbar darauf bestehen, daß sich unsere Bischofskirchen an diesem Vorgang nicht vorbeiplanen und vorbeiverwalten?

Und wo ist heute die innerkirchliche Schockwirkung der Orden? Wo bringen sie ihrerseits die prophetische Kritik in der Kirche leidenschaftlich zur Geltung, die ihnen kraft ihrer eigenen Nachfolgeexistenz nicht nur vergönnt, sondern wohl auch zugemutet ist — auch wenn es gerade für echte Propheten immer schwer sein mag, ihr Amt anzutreten, auch wenn sie zu diesem Amt — seit den Zeiten der alttestamentlichen Propheten — immer wieder gezwungen werden müssen. Ist denn unsere kirchliche Krisensituation überhaupt ohne Prophetie und „Übertreibung“, ohne religiösen Radikalismus zu wenden? Wenn sich die Orden hier nicht einschalten, werden andere Propheten und andere Radikale auf den Plan treten (und tun es längst)!

Wer widersteht denn heute in der Kirche der Gefahr einer schleichenden passiven Anpassung an eine spätbürgerliche Wohlstandsmentalität, einer Anpassung, die ich für viel gefährlicher, weil atmosphärischer und weniger programmatisch als die sog. aktive Anpassung (durch einzelne „Neuerer“) halte? Wer denn weckt unsere Kirche aus jenem geistigen Gefrierschlaf, mit dem sie die Herausforderungen unserer Zeit zu überstehen sucht, ohne durch sie hindurchgehen zu wollen? Wer schließlich hilft verhindern, daß unsere deutsche Kirche immer mehr in zwei Teile zerfällt: in eine Service-Kirche für bürgerliche Lebensfeiern und in eine Kirche, die — womöglich noch unter Berufung auf das Wort von der „kleinen Herde“ — immer mehr zur gesellschaftlichen Sekte wird, mit Symptomen der Berührungsangst gegenüber allem Fremden und Unbegriffenen, mit Syndromen der Überängstigung überhaupt, mit komplizierten Absicherungsmechanismen, mit ausschließlicher Binnenkommunikation, mit Anzeichen von Überloyalität und Zelotentum usw.?

Und, wenn ich das in diesem Zusammenhang noch anfügen darf: Wer hilft verhindern, daß das Bekenntnispapier unserer deutschen Synode folgenlos in kirchlichen Archiven verschwindet, daß es einfach als Legitimationspapier dient, daß es bürokratisch und zentralistisch kanalisiert und so erfolgreich zum Verstummen gebracht wird? Wer sorgt vielmehr dafür, daß seine Folgen, zu denen sich diese Kirche schließlich öffentlich bekannt hat, auch eingeklagt werden? Wer macht energisch darauf aufmerksam, daß es hier gar nicht nur um „wahr“ oder „falsch“ geht, sondern immer auch um die Frage, in wessen Mund sich ein solches Hoffnungswort ertragen und gar annehmen läßt? Wer hilft verhindern, daß dieses Papier nicht auch an der üblichen folgenschweren Verwechslung zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, zugrunde geht? Wer schützt diesen Text davor, daß seine Versicherungen bloß solche bleiben und gerade dadurch sich selbst richten? Denn schließlich gilt es (mit Kierkegaard) zu erkennen, „daß es eine Grenze für das Pathos der Versicherung gibt, nämlich da, wo das Pathos der Handlung beginnen sollte. Fehlt das, so wird das Pathos des Wortes, je heftiger und lauter es ist, eine desto größere Offenbarung dessen, daß es, mit Respekt zu sagen, Lüge im Halse des Redenden bedeutet.“

Hier gäbe es offensichtlich eine Fülle von Korrektivaufgaben: Aufgaben innerkirchlicher Gegensteuerungen. Sind die Orden — im Interesse der Gesamtkirche — dazu aber (noch) in der Lage? Sind sie überhaupt (noch) willens, solche kritisch-therapeutischen Aufgaben wahrzunehmen? Oder sind sie selbst nicht schon zu sehr großkirchlich „vereinnahmt“ und ausgesöhnt? Gibt es schließlich nicht so etwas wie eine „List“ der Großkirche, die Orden anzupassen und den Antagonismus zu entspannen? Gehört vielleicht der Vorgang der zunehmenden „Verpriesterlichung“ der Orden in der Neuzeit zu dieser Anpassungslist? Wird heute die rechtliche Exemption der Orden (gegenüber den Bischofskirchen) überhaupt noch im Sinne eines (für die Gesamtkirche) fruchtbaren Spannungsverhältnisses genützt? Sind inzwischen viele Orden oder doch eine große Anzahl einzelner Ordenshäuser — zumindest bei uns — nicht schon viel zu fest „verplant“ von Pastoralplänen, an deren Zustandekommen sie selbst kaum Anteil hatten? Und sind die meisten Orden nicht froh, wenn sie möglichst viele bischöfliche „Planstellen“ besetzen können und möglichst enge vertragliche Arbeitsbindungen mit den Bischofskirchen haben (die allemal als ökonomisch stabiler als die Ordensgemeinschaften gelten)? Nützen aber die Bischofskirchen die wachsende ökonomische Abhängigkeit der Orden nicht zwangsläufig im Sinne der Anpassungslist aus?

Sie werden mir solche Fragen nicht verübeln. Ich will auch die konkreten Schwierigkeiten und Verstrickungen, in denen die Orden heute stehen, nicht leichtfertig überspielen. Und es ist auch etwas anderes, ob man Unvermeidliches — vorläufig — hinnimmt oder ob man es zum Ideal hoch-

stilisiert. Durch diese Fragen sollen auch keineswegs innerkirchliche Gegensätze künstlich produziert oder dramatisiert werden. Doch die großkirchliche Einebnung der Orden kann nicht im gesamtkirchlichen Interesse sein. Sie kann auch nicht im Interesse der Orden sein; sie vor allem werden es mit wachsendem Sinnverlust bezahlen und dafür immer mehr die Quittung von denen erhalten, die nachkommen — oder nicht nachkommen.

Die Ordenskrise ist, wenn ich recht sehe, nur sekundär eine Nachwuchskrise, sie scheint primär eine Funktionskrise zu sein — verursacht durch das Fehlen großer, spezifischer, in einer gewissen Weise nicht übertragbarer Aufgaben in der Kirche. Ich meine, wenn die Orden sich zu den eben geschilderten Funktionen bekennen und sich der daraus resultierenden Aufgaben annehmen, so könnte sich darin ein Stück des Weges aus dieser Krise abzeichnen.

2. Sicher gehört zu einer formalen Wesensbeschreibung der Orden dies, daß sie geistgewirkte Einrichtungen, charismatische „Zeichen“ in der Kirche sind. Ich möchte das hier keineswegs theologisch näher entfalten — an solchen theologischen Begründungs- und Legitimationsversuchen ist gewiß keine Not! —, sondern aus diesem Wesensmerkmal nur eine besondere Konsequenz ziehen, die im Einzelfall ihre spirituall-praktische Bedeutung haben mag.

Ich habe immer wieder den Eindruck, daß die einzelnen Orden oder auch einzelne regionale Gemeinschaften innerhalb der Orden je auf ihrer Ebene und jeweils für sich selbst jene Unbesieglichkeit, jene Unüberwindlichkeit zu imitieren suchen, die allein der Kirche als ganzer verheißen ist. Daß also die einzelnen Orden für sich in gleicher Weise mit dem anhaltenden Beistand des Geistes rechnen wie für die Gesamtkirche. Vom Geist Gottes in seiner Kirche aber gilt nicht nur, daß er weht, wann und wo er will, sondern auch, wie lang er will! Müssen dann aber geistgewirkte Einrichtungen in der Kirche nicht geradezu damit rechnen, daß sie diesen Bestand nicht für immer haben? Müssen sie nicht, gerade weil sie geistgewirkten Ursprungs sind, ins Kalkül ziehen, daß sie sterben und untergehen können? Die Tatsache, daß eine Bewegung vergeht, daß sie stirbt, daß sie abgelöst und überholt wird, ja daß sie vergessen wird, sagt doch noch keineswegs etwas gegen ihre ursprüngliche Geistgewirktheit aus!

Schließlich sollen sich diese charismatischen Einrichtungen und Bewegungen — durchaus in einem positiven Sinn — selbst „verbrauchen“ und selbst „abschaffen“. Wo sie das jedoch nicht in Rechnung stellen und krampfhaft an einer überzeitlichen Sendung festhalten, wirken sie freilich auch „verbraucht“ und „abgeschafft“ in einem negativen Sinn. Treue gewinnt dann leicht die Züge des Nekrophilen, des Festhaltens an toten,

vielleicht in der Kraft des Geistes zu Tode strapazierten Lebensformen und Praxen. Ein Todesklima breitet sich aus . . .

Demgegenüber müßte es in unseren Orden so etwas wie eine *ars moriendi* geben, und dies nicht etwa als Ausdruck der Resignation, sondern als Zeichen des Geistes selbst. Ob eine Gemeinschaft stirbt oder einfach ausstirbt: das scheint mir keinesfalls das gleiche zu sein. Diese *ars moriendi* könnte gerade eine Freiheit und Gelassenheit erzeugen, die selbst wiederum zum charismatischen Zeugnis in der Kirche und für sie wird. Sie könnte ausstrahlen in eine Zeit hinein, die das Sterbenkönnen nicht mehr beherrscht und die den Tod verdrängt, d. h. heimlich verabsolutiert hat. So meine ich, sollte nicht nur von der Geistesgabe der Erneuerung und Neubelebung die Rede sein (davon natürlich immer auch!), sondern auch von der Geistesgabe der *ars moriendi*. Vermutlich gibt es die *ars vivendi*, die Kunst eines radikalen Neuanfangs, gar nicht ohne die Freiheit und Gelassenheit der *ars moriendi*, durch die wahrhaft Neues und die Krise Wendendes überhaupt erst in den Blick kommt. In jedem Falle spiegelt sich in dieser *ars moriendi* mehr als in einem zutiefst verängstigten oder freudlos verbissenen „Beschäftigtsein mit dem eigenen Überleben“ die Treue zur ursprünglichen Sache und Sendung einer charismatischen Institution.

Aus diesem Gedanken, tritt man ihm nur einmal nahe, ließe sich noch gar vieles folgern. Ich möchte ihn Ihnen hier nur so allgemein präsentieren — mit der Bitte, ihn nicht als Ausdruck des Defaitismus oder gar der Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal einzelner Ordensgemeinschaften zu deuten, sondern als Versuch, die Rede von den Orden als charismatisch-geistgewirkten Einrichtungen und Bewegungen in j e d e r Hinsicht ernst zu nehmen, wirklich in jeder!

3. Schließlich möchte ich noch an eine inhaltliche Wesensbestimmung der Orden anknüpfen. Ich meine jene Bestimmung, die auch das Zweite Vatikanische Konzil in seinem Dekret über „Die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens“ ausdrücklich hervorhebt: die Nachfolge als maßgebliche Aufgabe und Lebensform der Orden. „Letzte Norm des Ordenslebens ist die im Evangelium dargelegte Nachfolge Christi. Sie hat allen Institutionen als oberste Regel zu gelten.“ Diese Aussage soll hier noch nicht in sich erläutert und in Zusammenhang gebracht werden mit jenem Nachfolgeauftrag, der das Christsein überhaupt wurzelhaft prägt und auf den auch das Nachfolgeleben der Orden allemal bezogen bleibt; denn die Nachfolgeexistenz, die allen Christen zugemutet ist, ist nicht etwa eine gemäßigt-ermäßigte, quasi verdünnte Form jener Nachfolge, wie sie die Orden praktizieren sollen, sondern die Nachfolgepraxis der Orden dient der Verwirklichung und Bezeugung der einen Christusbefolgung überhaupt. Das alles soll in den folgenden Teilen

ausführlicher behandelt werden. Hier geht es mir primär wieder um eine Konsequenz aus dieser Wesensbeschreibung für das Selbstverständnis von Orden in dieser Zeit.

Gewiß identifiziert sich jeder Orden zunächst einmal dadurch, daß er seine eigene Geschichte erzählt. Und gewiß hat dabei die Gründungsgeschichte einen besonderen normativen Rang. Aber die konkrete Gründungsgeschichte der Orden ist und bleibt selbst eine offene Geschichte; sie ist nicht unrevidierbares, unkorrigierbares oberstes Gesetz und unveränderliche Norm; sie ist — um es in einer theologisch geläufigen Formulierung auszudrücken — selbst nicht *norma normans* des Ordenslebens, sondern *norma normata*. Das Maß, das alles mißt, auch die Gründungsgeschichte und die Treue zu ihr in den Wandlungen des geschichtlichen Lebens, ist das Lebensgesetz der Nachfolge — unter jenen besonderen Akzentuierungen, die in der Gründungsgeschichte gesetzt sind. Authentische Ordensgeschichte ist also allemal Nachfolgegeschichte. Weil aber Nachfolge etwas anderes ist als geschichts- und situationslose Imitation, insofern die sich wandelnden Situationen und die daraus erwachsenden Anrufe und Herausforderungen in diese Nachfolge eingehen, müssen auch je neue Kapitel der Ordensgeschichte geschrieben werden. Und in diesen neuen Kapiteln wird die Gründungsgeschichte nicht einfach nach-erzählt, sondern weiter-erzählt: neue Geschichten kommen hinzu, und sie können durchaus orientierende und normierende Kraft für die Ordensgemeinschaft gewinnen — wenn sie Nachfolgegeschichten sind und als solche wirken.

Mir scheint, daß bei den Diskussionen um die Identität der Orden und ihre Treue zur Gründungsgeschichte nicht selten eine Verwechslung im Spiele ist, analog zu jener, die ich vorhin bei der Erörterung der Orden als geistgewirkte Bewegungen angedeutet habe. So wie sich dort immer wieder die Gefahr zeigt, daß Orden die der Kirche insgesamt verheißene Unbesiegbarkeit unbewußt auf sich selbst übertragen, so begegnet hier nicht selten die Gefahr, daß Orden ihre für sie verbindliche, ihre Lebensform normierende Geschichte für so abgeschlossen und irreversibel halten wie die Offenbarungsgeschichte selbst. Doch diese heimliche Kanonisierung und Überlegitimierung der Gründungsgeschichte gefährdet gerade die lebendige Treue zu ihr und ihren Intentionen! Die Frage, wie ein Orden seiner Gründungsabsicht treu bleibt, kann nie einfach rein „immanent“ gestellt und beantwortet werden (etwa nur im Blick auf die buchstäbliche Treue gegenüber den ursprünglichen Formulierungen einer bestimmten Lebensform und Spiritualität). Sie muß immer wieder auch im Blick auf gewandelte Situationen und Herausforderungen, im Blick auf die „Zeichen der Zeit“ erörtert werden und von der nie apriori zu beantwortenden Frage geleitet bleiben: Wie gelingt heute einer Ordensgemeinschaft — als Gemeinschaft! — jene Radikalität der Nachfolge, die an ihrem Ur-

sprung stand und ihn inspirierte? Hier sind Kursänderungen und Stel-
lungswechsel nicht ausgeschlossen! Etwas überspitzt (und nicht unmiß-
verständlich) ließe sich sagen: Orden sollen und müssen konservativ
sein, insofern sie auf dem Lebensgesetz radikaler Nachfolge beharren;
sie sollen und müssen progressiv sein, insofern sie ihre Lebensformen
und ihre Erinnerungen immer neu am Gesetz dieser Nachfolge über-
prüfen. Das erfordert zum einen Hörsamkeit und Lernfähigkeit „nach
außen“, gegenüber neuen Herausforderungen und neuen Erfahrungen. Wie
hatte doch schon Dominikus seinen Freunden empfohlen: „versuchen, wie
die Ketzler zu leben und wie die Kirche zu lehren“ —? Das alles erfordert
zum andern aber auch Revisions- und Integrationskraft „nach innen“ —
vor allem dann und dort, wo die Ordensgemeinschaften inzwischen selbst
schon zu überkomplexen Institutionen geworden sind und nun nur zu
leicht das Schwergewicht und die Eigengesetzlichkeit ihrer Organisations-
formen zum Identitätskriterium erheben.

Wo die Ordensgeschichte als kollektive Biographie, als Familienchronik
einer Nachfolgemeinschaft verstanden wird, hat sie (sie, diese Geschichte
selbst!) durchaus auch theologischen Rang. In diesen Nachfolgege-
schichten wird nämlich ein Stück jenes praktischen Wissens um Jesus den
Christus weitererzählt, das in die Mitte unserer Christologie gehört. Doch
davon wird später noch die Rede sein. Hier will ich nur darauf aufmerk-
sam machen, daß die Orden gerade dann, wenn sie ihre Identität im Sinn
einer offenen Nachfolgegeschichte begreifen, entscheidende gesamt-
kirchliche Bedeutung gewinnen und ihr eigenes Ordensleben in gesamt-
kirchliche Perspektiven rücken. Dieses Verständnis ihrer Identität
und Treue zum eigenen Ursprung verbietet es ihnen nämlich, sich in einen
kirchlichen und gesellschaftlichen „Schonpark“ zurückzuziehen und wo-
möglich unter Berufung auf die buchstäbliche Treue zu überlieferten
Lebensformen eine Idylle zu kultivieren — inmitten einer Zeit tödlicher
Bedrohungen des kirchlichen Lebens. Alles, was ich vorher über den not-
wendigen Antagonismus zwischen Orden und Großkirche gesagt habe,
wäre gründlich mißverstanden, wenn es im Sinne einer solchen Abstinenz
und Isolation der Orden gegenüber dem Schicksal der Großkirche gedeutet
würde. Wenn die Orden ihre eigene Identität und Kontinuität im Sinne
einer unabgeschlossenen Familiengeschichte unter dem Anspruch leben-
diger Nachfolge verstehen, greifen sie selbst immer in das gesamtkirchliche
Leben ein und erinnern diese Kirche schockartig und in anschaulicher
Radikalität an das Lebensgesetz jener Nachfolge, unter dem sie indispen-
sabel steht und aus dem sie sich erneuern muß.